



VERBOTEN.

Heimliche Liebe.



Verbotene Versprechen

ISBN: 978-3-948063-40-5

VALESKA RÉON



wuchs in der Nähe von Bonn und in Renesse auf. Nach einer Vielzahl von Jobs, unter anderem Friseurin, Visagistin, Model, Assistentin der Geschäftsleitung, Privatdetektivin, Lektorin und Übersetzerin, setzt sie sich heute in all ihren Projekten für die Einzigartigkeit eines jeden Menschen und ein Leben in der eigenen Authentizität ein.

»**Verbotene Versprechen**« ist nach mehreren Ratgebern und Krimis ihr erster Historienroman. Sie lebt mit ihren zwei Hunden in Dortmund.

CHARLOTTE H. SCHWARZ



ist in Berlin aufgewachsen. Nach dem Abitur arbeitete sie in Nancy. Ein gutes Jahr später zog es sie zurück nach Berlin, wo sie das Studium der mittelalterlichen und neueren Geschichte sowie Philologie an der Technischen Universität absolvierte. Ganz im Sinne der mittelalterlichen Magistri begann sie dann an unterschiedlichen Standorten in Deutschland und Österreich zu lehren. Diese Tätigkeit führte sie ins malerische Wien, wo sie heute lebt. Nach einigen Jahren wagte sie etwas Neues und probierte sich in diversen Praktika aus. Sie war fest entschlossen, eine Lehre als Brauerin bzw. Lebensmitteltechnikerin zu machen. Da sie keinen Lehrbetrieb fand, entschied sie sich, zu ihren Wurzeln zurückzukehren und mit ihrer Leidenschaft für gute Geschichte ihren Lebensunterhalt zu verdienen und Menschen damit zu unterhalten.

HISTORIENROMAN

VALESKA RÉON & CHARLOTTE H. SCHWARZ

VERBOTENE

Ich darf dich nicht lieben.

VERSPRECHEN

VERBOTENE VERSPRECHEN

LESEPROBE

Copyright © 2022 by Valeska Réon & Charlotte H. Schwarz
© 2022 pinguletta Verlag, Keltern

F02_2024 V2024-01-18

Alle Rechte vorbehalten
Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen nur mit
Zustimmung des Verlags

Cover Artwork & Layout: © Helmut Speer | pinguletta Verlag
Foto Cover: ©darkbird/ 123RF.com
Grafiken im Buch: ©123RF.com
Produktion: Helmut Speer | pinguletta Verlag
Lektorat: Texthüterin Dr. Donata Schäfer

Buch: ISBN 978-3-948063-40-5
E-Book: ISBN 978-3-948063-41-2

www.pinguletta-verlag.de





»Es gibt nur zwei Dinge am Ende
eines Erdendaseins, die man bereut:
Die, die man getan hat, und die, die man nicht getan hat.
Letztere indes wiegen endlos schwerer ...«





PROLOG



Blois
Montag, 9. Januar 1514



Düster türmten sich die Wolken über Blois, und auch die Loire floss gleich einem Trauerflor als dunkles Band am Königsschloss vorbei. Es war nicht richtig hell geworden an diesem Tag, gerade so, als wollte der Himmel sein Antlitz ob der Geschehnisse mit einem dichten Schleier verhüllen.

Anne de Bretagne, Herzogin der Bretagne und zweimalige Königin von Frankreich, hatte kurz vor Vollendung ihres siebenunddreißigsten Lebensjahres ihre Augen für immer geschlossen.

»Selbst der Himmel trauert um dich, meine geliebte Anne.« Mit tränenverschleiertem Blick schaute er nach oben. Ob sie von dort wohl gerade auf ihn herabsah?



Auch wenn er in den kommenden Tagen in tiefer Trauer versank, war er die ganze Zeit dabei, als eine der prunkvollsten Beerdigungszereemonien vorbereitet wurde, die je einer französischen Königin zuteilge worden war. Er richtete seinen verschleierte Blick auf Annes einbalsamierten Leichnam, der im Prunksaal aufgebahrt war. Ihr einstmals so wunderschönes Gesicht nun in solch lebloser Erstarrung vor sich zu sehen, war mehr, als er ertragen konnte. Ihr langes rotblondes Haar, das sich in seinen Händen wie Seide angefühlt hatte, war kunstvoll frisiert und hochgesteckt worden.

Sie hatten sie in purpurroten Samt gekleidet und aufgebahrt, auf dem Kopf trug sie ihre Krone, in der rechten Hand hielt sie das königliche Zepter und in der linken Hand den Stab der Gerechtigkeit. Als er in das Weihwasserbecken schaute, das sich zusammen mit einem großen goldenen Kreuz am Fuß ihres Bettes befand, löste sich eine Träne von seiner Wange. »Du hast den Prunk stets gehasst«, flüsterte er kaum hörbar seinem sich in konzentrischen Kreisen auflösenden Spiegelbild zu, »aber immer gewusst, dass das Volk ihn braucht.«

Bis Montagabend lag sie mit unbedecktem Gesicht dort, umgeben von Mönchen, die unaufhörlich Messen und Gebete für die Verstorbene sprachen, dann wurde ein Schleier über ihr Antlitz gelegt und der Leichnam kam in einen mit Blei ausgekleideten Holzsarg.

Dies war der schlimmste Augenblick seines Lebens, und die schmerzliche Erkenntnis durchfuhr ihn wie ein Blitz: Er würde sie niemals wiederssehen. Nie mehr in ihre bernsteinfarbenen Augen blicken können, die so ernst wirkten, wenn sie über etwas nachdachte, wenn sie lachte indes regelrecht Funken zu sprühen schienen.

Jeden Tag wurden zusätzlich zu den von den Mönchen gesprochenen Messen vier Hochämter von den Prälaten und dem Chor der Königskapelle abgehalten.

Am 26. Januar bildete sich die Prozession, angeführt von François

von Angoulême. »Gestern wärest du siebenunddreißig geworden«, murmelte er vor sich hin, als er ihrem Sarg hinterhersah, den der Trauerzug zur Kirche St. Saveur in Blois geleitete.

In den Genuss seines Geschenks, das handgemalte und kunstvoll bebilderte Buch »Die Legende des Purgatorium des Heiligen Patrick« von Marie de France, eine Übersetzung des lateinischen Textes »Tractatus de Purgatorio Sancti Patricii« des Zisterziensermönchs Heinrich von Saltrey, das er auf einer seiner Reisen in einem Kloster entdeckt hatte, sollte sie nun nicht mehr kommen. Als er es am Morgen aufschlug, war sein Blick auf die Illustration zur »Siebenten Peinigung in den Kesseln« gefallen – ausgerechnet, denn genau so fühlte er sich gerade. Mit zitternden Händen hatte er es wieder zugeschlagen und ganz nach hinten in den Schrank zu seinen anderen Büchern gestellt.

Es war nicht üblich, dass Könige an Beerdigungszeremonien teilnahmen, insofern war Annes Witwer nicht zugegen – Ludwig XII., der Mann, den er so leidenschaftlich zu hassen gelernt hatte. Annes Vermählung mit dem französischen König hatte er seinerzeit, an einem eiskalten Morgen im Januar 1499, nicht verhindern können. Das Wohl Frankreichs und der Bretagne hatte stets wie ein Damoklesschwert über ihrer Liebe geschwebt.

Am nächsten Tag fanden drei Messen der Bischöfe von Paris,

Limoges und Bayeux statt. Annes Beichtvater, Guillaume de Parvi, sprach den ersten Teil der Leichenrede und siebenunddreißig Lobpreisungen der verstorbenen Königin, eine für jedes Jahr ihres Lebens. Trotz aller Trauer huschte ein Lächeln über Jeans Gesicht, als er an eben jene Dinge dachte, die sie Parvi wohlweislich nicht erzählt hatte.

Gegen zwei Uhr nachmittags wurde der Sarg auf eine vierrädrige Kutsche gelegt und das Gefolge trat, von 450 Fackeln beleuchtet, seine Reise nach Paris an. Zwei Ritter zu Pferde waren an der Vorderseite der Bahre mit sechs Bogenschützen des Königs auf jeder Seite, um die Menge davon abzuhalten, zu nahe zu kommen. Die ganz in Schwarz gekleidete Eliteeinheit der königlichen Schweizergarde, die Cent-Suisses, angeführt von Capitaine Surintendant Louis de Menthon, begleitete die Trauerprozession zur Basilika Saint-Denis, der Grabstätte der französischen Könige und Königinnen. Kurz trafen sich ihre Blicke. Er hatte diesen Menthon noch nie leiden können – doch auch umgekehrt wurde ein Schuh daraus. Schon dessen Vater trug den Beinamen »Keiler von Montlhéry, und genau so führte sein Sohn sich auch auf: laut, ungehobelt und den ihm unterstellten Soldaten gegenüber stets ungerecht. Keiner von beiden hatte den Streit auf dem Schlossplatz vergessen, bei dem es um eine unziemliche Bemerkung seitens Menthons über die äußeren Vorzüge von Königin Anne ging.

Was folgte, war eine lautstarke Auseinandersetzung zwischen ihnen, aus denen der Sohn des ›Keilers‹ nicht als Sieger hervorgegangen war.

Der Trauerzug hielt in allen wichtigen Städten entlang der Route an, um dort Gottesdienste abzuhalten. Menschenmassen knieten auf der Straße nieder und beteten. Die Anteilnahme von Annes Untertanen war unbeschreiblich, und jeder, der Zeuge dieser Trauerbekundungen wurde, zeigte sich zutiefst ergriffen.

Am Montag, dem 14. Februar, ruhte ihr Leichnam in der Abtei von Nôtre-Dame-des-Champs vor den Toren von Paris. Am Dienstag ging die Prozession in die Kathedrale von Saint-Denis nördlich von Paris, die Einwohner hatten Fackeln vor ihren Häusern aufgestellt und die Straßen der Stadt waren mit Schwarz und Violett verhängt.

Die Farben hätten Anne gefallen, ging es ihm durch den Sinn. Nach dem Tod ihres zweiten Mannes, König Karl VIII., hatte sie Schwarz getragen – im Gegensatz zu den bisherigen Königin-Witwen, die sich zum Zeichen der Trauer stets in vollkommenes Weiß gekleidet hatten. Seinerzeit eine mutige Entscheidung, aber sie hatte immer schon ihren eigenen Kopf gehabt. Bei Violett musste er an den Flieder im Schlossgarten von Blois denken, den Anne so geliebt hatte. Ja, diese Schwarz-Violett-Kombination hätte ihren Geschmack getroffen.

Die Trauergesellschaft wurde durch die religiösen Orden – Karmeliter, Augustiner und Bettelmönche –, den Probst von Paris, die Mönche von Notre Dame und die Herren des Pariser Parlaments ergänzt. Er selber nahm als Vertreter des Michaelsordens teil.

Jeder Platz und jede Straße auf dem Weg nach Saint-Denis wurden bewacht, um eine Überfüllung zu verhindern. Der Sarg wurde von Offizieren ihres Hauses in die Kathedrale gebracht, wobei die vier Ecken des Sarges von den vier Parlamentspräsidenten gehalten wurden.

Die Vorhalle und das Innere der Kathedrale waren mit schwarzem Tuch verhängt, das mit dem Wappen der Königin bestickt war. Schwarzer Samt und weiße Seide schmückte alle Altäre, darauf brannten dreitausendachthundert Kerzen. Im Inneren des Chors war eine kleine Kapelle errichtet worden, dort wurde der Sarg, illuminiert von zwölfhundert Kerzen, abgestellt. Es war schön, es war ergreifend – es war gespenstisch.

Am Mittwoch, dem 16. Februar, wurde die feierliche Messe zur eigentlichen Beisetzung abgehalten. Annes Waffenherald, Pierre Choque, rief: »Die Königin und christliche Herzogin, unsere souveräne Dame und Herrin ist tot. Die Königin ist tot, die Königin ist tot.« Die Offiziere von Annes Haushalt brachen daraufhin ihre Amtsstäbe und warfen sie auf den Sarg.

Er stand in der hintersten Reihe und war immer noch zutiefst ergriffen. Wenngleich er wusste, dass das Volk sie verehrt und geliebt hatte, diese Anteilnahme ging ihm sehr zu Herzen. Verehrt und geliebt – das hatte er sie auch. Mehr als das: Er war ihr bester Freund gewesen, der Mann, der sie liebte. Sie war seine Vertraute und die Frau, die ihm mehr bedeutete als jeder Mensch zuvor. Während der zweiwöchigen Trauerprozession war ihm das so bewusst geworden, dass es ihn körperlich schmerzte.

Einige Reihen vor ihm saß Philippe de Montauban, Königin Annes Kanzler und Berater, und als dieser sich einmal kurz umdrehte, nickten die Männer sich zu. Philippe war der Einzige, der ihr Geheimnis kannte, doch es stets bewahrt hatte.

»Anne de Bretagne, unsere ergebene Königin ...«, setzte Kardinal de Mans zu seiner Trauerrede an.

Er starrte dem Sarg hinterher, als dieser nach der Absolution in ein Gewölbe vor dem Hochaltar herabgelassen wurde. In seinen Augen schimmerten Tränen, doch er nahm sich zusammen, um kein Aufsehen zu erregen. Demütig beugte er seinen Kopf und seine Gedanken wanderten sechzehn Jahre zurück, zu dem Tag, an dem er Anne das erste Mal begegnet war ...

Ergeben ... Die Worte des Kardinals hallten in seinem Kopf nach. Doch wem war sie ergeben?, fragte er sich. Der Bretagne, weil sie als Bretonin geboren wurde? Ihrem Vater, weil sie ihm versprochen hatte, sein Herzogtum niemals zu unterwerfen? Ihrem Mann – aber welchem? Maximilian I., Karl VIII. oder Ludwig XII.?

In Wahrheit war sie nur einem ergeben gewesen – doch dieses Geheimnis nahm sie für immer und ewig mit in ihr Grab. Ihr Herz sollte gemäß ihrem Willen in Nantes begraben werden, zu Lebzeiten indes hatte ihr Herz jemand anderem gehört.

Und auch seine Lippen würden bis zu seinem Tod versiegelt bleiben

...



»Nicht die Umstände der eigenen Geburt sind relevant.
Das, was wir aus dem Geschenk des Lebens machen,
bestimmt darüber,
wer wir sind.«





KAPITEL EINS



Cathédrale Saint-Pierre de Rennes
19. Dezember 1490



Anne, fang mich doch, aber du kriegst mich nicht, weil ich schneller bin als du!«

Wie aus weiter Ferne erklang die Stimme meiner Schwester Isabeau in ihrem sanften Singsang, gefolgt von einem glockenhellen Lachen, das so typisch war für sie. Doch sie hatte recht, mein linkes Bein war kürzer als das andere und ich hinkte leicht, weshalb ich stets die Letzte im Ziel war. Mit der Zeit hatte ich jedoch gelernt, diesen Mangel von Mutter Natur auszugleichen, wobei meine Schuhmacher den linken Absatz immer ein wenig höher machten, sodass es kaum noch auffiel.

Aber ich war heute nicht hier, um mit Isabeau zu spielen. Das wäre auch unmöglich gewesen, da sie vor vier Monaten, mit gerade einmal neun Jahren, an einer Lungenentzündung gestorben war. An einem sonnigen Tag im August war sie für immer aus meinem Leben verschwunden. Nun starrte ich auf ihr Grab und erschauerte, niemals würde ich sie wiedersehen.

Doch ich schweife ab, denn dies war nicht der eigentliche Anlass meines Besuches in der Kathedrale an diesem Tag. Nein, heute sollte ich den römisch-deutschen König Maximilian I. heiraten. War es ein Zufall oder eine makabre Narretei des Schicksals, dass die Zeremonie ausgerechnet hier, gegenüber der letzten Ruhestätte meiner Schwester, stattfinden sollte?

Mit dem Wissen, das ich heute habe, würde ich sagen »Ich hätte gewarnt sein sollen«, doch ich hatte mir diese Ehe nicht selber ausgesucht. So wie ich mir bislang gar nichts hatte aussuchen können, denn obwohl Maximilian den Beinamen »der letzte Ritter« trug und sein Wahlspruch *per tot discrimina rerum – durch so viele Gefahren* lautete, war es ihm anscheinend dann doch zu gefährlich, persönlich anwesend zu sein. Es sei mir jedoch gestattet, zu meiner Verteidigung anzuführen, dass ich damals das vierzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatte und ... nun, was wusste ein junges Ding wie ich schon vom Leben, von den Männern? Doch trotzdem, eine Hochzeit ohne den Bräutigam – was für eine Farce!

Dabei hatte es bereits viele Männer in meinem jungen Leben gegeben, mit denen ich verlobt worden war, obwohl es mir nicht vergönnt gewesen war, auch nur einen einzigen von ihnen persönlich kennenzulernen. Einige von ihnen waren mir kaum erinnerlich geblieben, da ich einfach zu klein gewesen war. Später sprach ich öfter mit Françoise de Dinan, die nach dem Tod meines Vaters Franz im Jahr 1488 meine Gouvernante wurde, darüber.

Sie war eine gestandene Frau von Anfang fünfzig, für mich mit meinen elf Jahren eine steinalte Frau, und für diese Zeit war sie das auch

tatsächlich. Meine Mutter Margarete war mit siebenunddreißig Jahren von uns gegangen. Papas erste Frau, die ebenfalls Margarete hieß, war mit sechsundzwanzig Jahren gestorben. Kinder zu gebären zum Erhalt der Blutlinie war die oberste Priorität, was jedoch auf Kosten der Gesundheit vieler Frauen ging und ihre Lebenserwartung ungemein herabsetzte.

Françoise war sehr gebildet, sprach mehrere Sprachen und kannte sich mit dem Hofprotokoll aus. Jedoch meinte sie anfänglich, eine Art Mutterersatz für mich sein zu müssen, was mir ganz und gar nicht behagte. Wenn auch offiziell Marschall de Rieux, Françoise und ihr Halbbruder Alain d'Albret die Regentschaft übernahmen, da ich noch minderjährig war, so wusste ich doch, dass das Schicksal der Bretagne ganz allein auf meinen Schultern ruhte, komme was oder wer da wolle. Das machte ich in unseren gemeinsamen Besprechungen von vornherein deutlich, zumal ich wusste, dass ich schon bald offiziell als Herzogin inthronisiert würde. Besonders für den Marschall und Monsieur d'Albret muss diese Situation unerträglich gewesen sein, waren sie es doch gewohnt, Befehle zu erteilen. Erschwerend kam hinzu, dass das weibliche Geschlecht zu meiner Zeit nichts galt. Die Frauen waren ihren Ehemännern untergeordnet, wie Paulus an mehreren Stellen in der Bibel deutlich macht:

›Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn. Denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie auch Christus das Haupt der Gemeinde ist‹ oder aber auch ›Und der Mann ist nicht geschaffen um der Frau willen, sondern die Frau um des Mannes willen.‹

Sich nun von einer Frau oder besser gesagt einem minderjährigen Kind etwas vorschreiben zu lassen, war ungeheuerlich und bar jeder Vorstellung für die beiden Männer. So versuchten sie, mich dumm zu halten, sogar meine Bitte, Einblick in die Finanzen des Herzogtums – meines Herzogtums – zu erhalten, lehnten sie ab. Doch mein Vater hatte mich dazu erzogen, in seine Fußstapfen zu treten, und mich schon in jungen Jahren zu seiner Vertrauten gemacht, die er in vielen Angelegenheiten um Rat fragte, von daher ließ ich ihnen dieses ungebührliche Verhalten nicht durchgehen. Um ihnen zu zeigen, wer die wahre Regentin war, sprach ich bei unseren Zusammenkünften explizit im Pluralis Majestatis, weshalb sie hinter meinem Rücken über mich tuschelten. Doch letztendlich setzte ich mich erfolgreich gegen dieses üble Dreiergespann durch, denn fernab der für meine Zeit üblichen gesellschaftlichen Konventionen gab es nun einmal niemand anderen, der den Thron besteigen konnte, als mich. Somit hatte ich nur ein Ziel: dafür zu sorgen, dass mein Herzogtum, die Bretagne, eigenständig blieb und weiterhin prosperierte.

Zu Anfang hatten Françoise und ich noch ein gutes Verhältnis miteinander, weil ich damals noch nicht wusste, welch falsches Spiel sie trieb. Ob es daran lag, dass sie so ein hartes Leben hinter sich hatte und deshalb immer auf ihren eigenen Vorteil aus war?

1444, als reichste Erbin im Herzogtum Bretagne, wurde sie entführt und gezwungen, Gilles de Bretagne, den Bruder von Herzog Franz I. der Bretagne und Herzog Peter II. der Bretagne zu heiraten. Sie war acht, er dreiundzwanzig. Die Zeremonie gestaltete sich derart, dass er einen Fuß in Françoises Bett setzte. Die Ehe wurde zwar nie vollzogen, aber Gilles nannte sie »meine kleine Frau«. Gilles wurde 1450 auf Veranlassung von Arthur de Montauban, der Françoise selber ehelichen wollte, im Château du Guildo verhaftet und im Château de la Hardouynaie ermordet. 1451 heiratete sie Graf Guy XIV. de Laval und Baron von Vitré sowie La Roche-Bernhard. Zwei Jahre nach dessen Tod im biblischen Alter von achtzig Jahren wurde sie meine Gouvernante.

Françoise wusste also, dass das Leben nicht immer in den Bahnen verläuft, wie man es sich wünscht, und sie hatte eines sehr schnell erkannt: Ich war eine lernbegierige Schülerin. Während meine Schwester Isabeau viel kindlicher war als ich, was den vier Jahren, die sie nach mir geboren wurde, geschuldet war, und den Unterricht hasste, lastete das Schicksal des Herzogtums der Bretagne bereits frühzeitig auf meinen

Schultern und ich saugte alles Wissen, das sie mir vermitteln konnte, auf wie ein Schwamm. Lernen war keine Strafe für mich, ganz im Gegenteil, ich fand es sogar ausgesprochen spannend zu erfahren, was jenseits unserer Schlossmauern in der Welt vor sich ging, wie andere Menschen dachten und ihre Probleme lösten.

Sie unterrichtete mich nicht nur in Latein, Griechisch, Französisch, Bretonisch und Hebräisch, sondern vor allem in etwas, das mir später sehr zugute kommen sollte und für das ich heimlich ein Wort kreiert hatte: »Lebenskunde«. Und so sprachen wir auch über all diejenigen, mit denen ich im Kindesalter bereits verlobt gewesen war. »Aus politischen Gründen und alles nur zum Wohle der Bretagne«, wie sie stets betonte. Sie dachte, ich wäre damals noch zu klein gewesen, um mich daran zu erinnern, aber Papa hatte mir diese traurige Geschichte erzählt, denn da meine Mutter Margarete oftmals krank im Bett lag, war ich schon in jungen Jahren seine Vertraute geworden, und schon recht früh wurde mir klar: ebenso seine »Ersatz-Herzogin«.

Da mein Vater Franz, oder besser gesagt die Bretagne als selbstständiges Herzogtum Verbündete gegen Frankreich brauchte, das unser Herrschaftsgebiet vereinnahmen wollte, wandte er sich an das englische Königshaus. Doch direkt meine erste »Verlobung« stand unter keinem guten Stern und sollte ein unglückliches Ende finden.

Man schrieb das Jahr 1480. Ich war noch nicht einmal vier Jahre alt, als mein Vater mich dem Prinzen von Wales, Edward V., versprach. Er war zehn Jahre alt und sollte nach seinem Vater, Edward IV., den Thron von England besteigen. 1483 starb Edward IV. jedoch, entweder an einer Entzündung in der Brust oder an Bauchfieber, Papa wusste es nicht mit Bestimmtheit zu sagen, aber es gelang ihm noch, seinen jüngeren Bruder Richard III. zum Vormund seines Sohnes zu ernennen, verknüpft mit der Bitte, bis zu dessen Volljährigkeit England zu regieren.

»Elizabeth Woodville, die Königinwitwe indes«, fuhr Françoise mit der Geschichte fort, die ich bereits kannte, was ich ihr allerdings nicht offenbarte, »widersetzte sich dem letzten Willen ihres verstorbenen Gatten, da ihrem Schwager Richard dadurch Tor und Tür für Ränke-
spiele jeglicher Couleur geöffnet waren. Sie bemächtigte sich des Staatsschatzes und der Throninsignien und verfügte durch ihren Bruder selber über den Thronfolger. Eine wirklich starke und weitsichtige Frau«, resümierte Françoise. »Doch, meine verehrte Prinzessin, merkt Euch eines, Frauen haben es schwer in dieser Welt, wie die Geschehnisse in England wieder einmal zeigen. Und so erfolgte der nächste Schlag Richards. Mithilfe des Bischofs von Bath und Wells ließ er verkünden, dass Elizabeths Kinder mit Edward illegitim seien, da Edward bei seiner

Hochzeit noch mit Eleonore Butler verlobt gewesen war. Somit hatte Edward, also dein Verlobter, keinen Anspruch mehr auf den Thron, da uneheliche Kinder nicht von ihren Vätern erben können. Demzufolge war nunmehr sein Onkel Richard der rechtmäßige Thronfolger. Indes ...«, sie holte tief Luft und blickte aus dem Fenster, um dann mit tieftrauriger Stimme fortzufahren, »... Richard war dies noch nicht genug der Maßnahmen zur Sicherung der eigenen Herrschaftsansprüche, und so ließ er Edward und seinen jüngeren Bruder in den Tower von London sperren, und die Jungen verschwanden spurlos.«

Françoise verstummte, doch ihrem erschütterten Blick konnte ich entnehmen, dass auch sie wusste: »spurlos« stand hier für »ermordet«.

»Nun aber genug von dieser dunklen Mähr«, unterbrach sie meine trüben Gedanken, »wenden wir uns wieder dem Lateinischen zu ...«

Nach dem Tod von Edward hatte mein Vater wirklich alles unternommen, um den richtigen Mann für mich zu finden, mit dem an meiner Seite die Selbstständigkeit der Bretagne gewährleistet wäre. Obwohl ich erst sechs Jahre alt war, wollte Papa mich daher unbedingt verloben, denn die Zeit lief ihm davon. Er hatte immer noch keinen legitimen Sohn, dem er den Thron überlassen konnte. Mein Halbbruder François, der vierzehn Jahre älter war als ich und aus der Liaison mit

Antoinette de Maignelais hervorgegangen war, lebte zwar bei uns im Schloss und wurde später sogar mein Waffenherald, trotzdem konnte er als unehelich geborenes Kind nicht Herzog werden.

Obendrein führte Vater Krieg gegen den französischen König Ludwig XI., den wir hinter vorgehaltener Hand ›Spinnenkönig‹ nannten aufgrund der Intrigennetze, die er in mehreren Ländern gesponnen hatte. Nach seinem Tod 1483 wurde dessen Tochter Anne de Beaujeu Papas liebstes Hassobjekt. Stellvertretend für ihren damals noch minderjährigen Bruder Karl VIII. hatte sie die Regierungsgeschäfte übernommen, was sicherlich besser für Frankreich war, denn Karl eilte der Ruf voraus ... nun, drücken wir es nett aus, von Mutter Natur nicht mit besonders viel Intelligenz gesegnet worden zu sein. Die Thronfolge in Frankreich sah jedoch vor, dass nur ein männlicher Nachfolger den Thron besteigen konnte.

Was das betraf, war Papa vorausschauend, und so gelang es ihm im Jahr 1486, die Zustimmung seiner Adligen dafür zu erhalten, dass ich als seine erstgeborene Tochter den Thron erben würde, falls er ohne einen Sohn als Erben sterben sollte.

So weit, so gut, doch somit war es noch wichtiger geworden, den richtigen Partner für mich zu finden. Françoise hatte mir die Geschichten von Tristan und Isolde erzählt, von Pelléas und Mélisande sowie

Aucassin und Nicolette – alle endeten traurig, wobei zumindest die beiden Letzteren glücklich bis an ihr Lebensende waren. Sollte mir solch ein Glück auch beschieden sein oder würde das Wohl und Wehe der Bretagne stets über meinem eigenen stehen? Schon in sehr jungen Jahren beschäftigten mich solch ernste Gedanken.

Dann schlug das Schicksal direkt zweimal grausam zu. Am 15. Mai 1486, kurz zuvor war ich neun geworden, schloss meine geliebte Mutter Margarete für immer ihre Augen. Wenig später starb mein Halbbruder Antoine, den ich sehr gemocht hatte. Er war älter als ich und somit keiner meiner Spielkameraden, doch immer, wenn wir uns begegneten, sah ich viel von meinem Vater in ihm, aber auch von mir, denn er hatte exakt die gleichen rotblonden Haare und einen Hauch honigfarbener Sommersprossen wie ich.

Nach diesem doppelten Verlust weinte ich tagelang, Isabeau war gar nicht mehr ansprechbar und aß kaum noch etwas. Da sie ohnehin sehr kränklich war, entschied Papa, dass wir für eine Weile ins Kloster Notre-Dame-du-Mont-Carmel gehen sollten, wo Françoise d'Amboise Priorin war, eine Tante von Papa und Witwe von Peter II., dem Vorgänger meines Vaters als Herzog der Bretagne. Eine Begegnung mit Jean Soret, dem Generalprior der Karmeliter, hatte sie überzeugt,

diesem Orden beizutreten, die Krux war allerdings: Damals gab es noch keine Karmeliter-Klöster für Frauen. Doch schon immer entscheidungsfreudig wusste sie, was zu tun war, und hier kam mein Vater ins Spiel. Von Papst Pius II. erhielt sie durch eine Bulle vom 16. Februar 1460 und dann von Papa durch einen Akt vom 19. Juni 1462 die Erlaubnis zur Gründung einer Gemeinde in Vannes und schließlich die erforderliche Landbasis, indem ihr ein Grundstück in der Nähe des Karmeliterklosters von Le Bondon in Vannes zugewiesen wurde. 1463 gründete sie in Vannes die erste französische Niederlassung des Ordens Notre-Dame-du-Mont-Carmel. Großtante Françoise trat im März 1468 selber in das Kloster ein, 1475 wurde sie Priorin.

Auf den ersten Blick wirkte sie sehr streng, was durch das braune Habit mit dem dunklen Schleier noch verstärkt wurde. Als ehemalige Herzogin der Bretagne hatte sie eine »adelige« sprich kerzengerade Haltung, ohnehin überragte sie die anderen Nonnen um einen halben Kopf, sodass jeder vor Respekt erstarrte. Doch wenn Isabeau und ich mit ihr alleine waren, offenbarte sie uns ihre weiche Seite, schon zu ihrer Zeit als Herzogin der Bretagne hatte sie sich den Armen und Kranken gewidmet. Ihre Ehe mit Herzog Peter II. war kinderlos geblieben, aber sie wäre sicherlich eine gute Mutter geworden. Nun hatte sie ihre Berufung im Glauben gefunden.

Auch ich hatte schon in jungen Jahren Trost im Glauben gesucht und so fand ich in den Wochen im Kloster der Karmelitinnen ein gewisses Maß an Zerstreuung. Wäre ich nicht von klein auf dazu erzogen worden, der Bretagne als Herzogin zu dienen – Nonne zu werden hätte durchaus eine Möglichkeit für mich sein können. Mein Glaube an Gott war tief und ich vertraute darauf, dass er mich, gerade nach dem Tod meiner Mutter, beschützen würde.

»Armes Kind«, murmelte Françoise, als sie sich eines Abends an mein Bett setzte, der Stoff ihrer Nonnentracht raschelte, was irgendwie beruhigend auf mich wirkte, »das Schicksal der ganzen Bretagne lastet auf deinen zarten Schultern. Nur gut, dass es dir noch nicht bewusst ist, was alles auf dich zukommen wird.«

Ich tat, als schliefe ich bereits, doch tief in meinem Herzen brodelte es. Nur zu gut wusste ich, wie schnell die Gesundheit meines Vaters verblühte und ich in nicht allzu ferner Zukunft seine Stelle einnehmen würde. Herzogin der Bretagne – mit diesem Gedanken driftete ich in einen traumlosen Schlaf.

In Vannes war ich bis dato noch nie gewesen, und da ich hier nicht als Tochter des Herzogs der Bretagne auftrat, sondern als angehende Novizin, konnte ich mich frei bewegen. Meine Schwester und ich gingen mit einigen der anderen Nonnen spazieren, die uns diesen malerischen

Ort zeigten. Es war das erste Mal, dass ich über einen Sandstrand ging, und als ich auf das tiefblaue Meer blickte, das an diesem Tag exakt die Farbe von Isabeaus Augen hatte, überkam mich ein Gefühl, das zwischen Traurigkeit und tiefer Sehnsucht angesiedelt war. Tränen liefen über mein Gesicht, meine Schwester nahm meine Hand und drückte sie. Nur sie wusste, dass in mir Gefühle tobten, die den rauen Wellen des Atlantiks gleich waren. Die Gewissheit, eines Tages dieses wunderschöne Land zu regieren, war erfreulich, aber ich war mir der großen Verantwortung bewusst, die auf meinen Schultern lastete.

Dann erreichte mich ein Brief von Papa, den mir ein reitender Bote ins Kloster brachte.

*Meine teure Anne,
die politischen Umstände erfordern es, dass Du nach Nantes zurückkehrst.
Ich freue mich, Dich und Isabeau wieder in meine Arme zu schließen.
Ergebenst
Euer Euch liebender Vater Franz*

So verabschiedeten wir uns von Großtante Françoise und eilten unserem Vater zur Seite, denn neues Ungemach zog am Horizont auf. Bereits als ich mit Isabeau an der Hand das Schloss betrat, hörte ich laute

Stimmen aus Papas Bibliothek. Hierhin zog er sich immer zurück, wenn er nachdenken musste – oder so wie heute wichtigen Besuch empfing. So stürmisch indes war es bislang noch nie zugegangen, und als ich die Tür einen Spaltbreit öffnete, erkannte ich Papas Cousin Ludwig von Orléans, die Grafen Alain d’Albret, Karl d’Angoulême und Odet d’Aydie, die Herzöge René II. von Lothringen, Johann IV. von Chalon sowie Philippe de Commynes. Sie waren schon oft bei uns gewesen, jedoch noch nie alle zusammen. Daher war mir sofort klar, dass es sich um etwas sehr Wichtiges handeln musste. Vorsichtig schloss ich die Tür wieder und zog mich mit meiner Schwester in unsere Gemächer zurück.

Am nächsten Morgen tat Papa, als sei nichts vorgefallen, aber natürlich war ihm so wie immer bewusst, dass er mir nichts vormachen konnte. Seit Jahren war das eine Art Spiel zwischen uns: Wer zuerst sprach, hatte verloren. Meistens war er das, und so auch diesmal.

»Die Franzosen wollen sich die Bretagne einverleiben und zu einem Teil ihres Reiches machen, koste es, was es wolle«, begann er zu erzählen. »Daher, meine liebe Anne, nimm dich in Acht vor ihnen.«

Solange ich mich erinnern konnte, hatte Papa stets eine schlechte Meinung von den Franzosen gehabt, und das nicht zu Unrecht, denn

Anne de Beaujeu, die Schwester des eigentlichen Königs Karl VIII., betrieb gegenüber der Bretagne die gleiche hinterhältige Politik wie ihr mittlerweile verstorbener Vater Ludwig XI. Der Umstand, dass sich genau um diesen Punkt Papas gesamte Heiratspolitik mich betreffend drehte, wurde mir erst nach und nach bewusst: Ich brauchte einen Gemahl an meiner Seite, der die Unabhängigkeit der Bretagne garantieren und ebenso verteidigen könnte. Die Franzosen von seinem Herzogtum fernzuhalten war eine Last, die Papa Tag und Nacht niederdrückte, was seiner Gesundheit nicht sehr förderlich war. Gerade in den letzten Monaten war er zusehends schwächer und schwächer geworden.

»Ich möchte dich nicht beunruhigen, liebste Anne, aber wir müssen dem Unvermeidlichen ins Auge sehen, dass du schon sehr bald Herzogin sein wirst.«

»Oh Papa«, schluchzte ich, »sprich bitte nicht so.« Ich liebte meinen Vater sehr, und der Gedanke, ihn so wie wenige Monate zuvor meine Mutter zu verlieren, war unerträglich für mich.

»Wir müssen aber darüber reden, teuerste Tochter. Es wird bald schon jede Menge Freier geben, die um deine Hand anhalten werden, doch wähle weise. Wähle denjenigen, der den Wohlstand und die Unabhängigkeit der Bretagne am besten zu bewahren weiß.«

Ich straffte meine Schultern und entgegnete selbstbewusst: »Wenn ich Herzogin der Bretagne bin, werde ich mein Bestes geben und immer daran denken, was du an meiner Stelle getan hättest.«

Wie ich bereits erzählte, hatten mich die bretonischen Stände 1486 als Nachfolgerin meines Vaters und damit als Erbin des Throns anerkannt, um die Autonomie des Herzogtums gegenüber Frankreich weiter zu sichern. 1487 unterzeichnete Papa den Vertrag von Chateaubriant mit Frankreich, der die Eigenständigkeit der Bretagne erneut bestätigte. Trotzdem konnte dies die Franzosen nicht davon abhalten, unser Herzogtum weiterhin zu bedrängen. Unter der Führung von Louis II. de la Trémoille schlug das französische Königsheer gegen Vannes und Fougères zu und kontrollierte den Zugang zur Bretagne. Für meinen Vater ein Affront sondergleichen.

Somit bedurfte es keiner großen Überredungskünste, dass er mit von der Partie war, gegen die machtbesessene französische Regentin in den Krieg zu ziehen, wozu das lautstarke Treffen am Vortag in seiner Bibliothek gedient hatte.

»Cousin Ludwig hast du ja gestern in der Bibliothek gesehen«, setzte Papa zu einer Erklärung an, er hatte also doch gemerkt, dass ich heimlich an der Tür spionierte. »Er ist nach wie vor ein

unverbesserlicher Rebell und Rabauke, aber für das, was wir vorhaben, der richtige Mann.«

Ich verkniff mir ein Lachen, Ludwig kannte ich von klein auf. Er sah sehr gut aus mit seinen hellbraunen Locken, die ihm fast bis zu seinen breiten Schultern reichten. Doch auch, wenn er immer nett zu mir gewesen war, ging eine innere Unruhe von ihm aus, die mir manchmal schier unerträglich war. Erst als ich älter wurde, erfuhr ich von seiner Lebensgeschichte.

Ludwig XI., der vorherige und mittlerweile verstorbene König von Frankreich, hatte in Ludwig d'Orléans, so sein voller Name, immer einen Konkurrenten für seinen Sohn Karl gesehen und daher versucht, die Nebenlinie der Familie, der Papas Cousin angehörte, auszulöschen. Und dafür hatte er zu wahrlich unglaublichen Methoden gegriffen. Hinter vorgehaltener Hand wurde immer schon darüber getuschelt, dass Karl sehr dumm und selbstgefällig war, und so wurde dafür gesorgt, dass Cousin Ludwig ebenfalls keine gute Erziehung und Bildung erhielt. Um zu verhindern, dass er Nachkommen zeugte, wurde er 1476 dazu gezwungen, die Tochter des Königs, Johanna von Frankreich, zu heiraten. Noch kurz vor der Trauungszeremonie sträubte Ludwig sich mit Händen und Füßen dagegen. Doch da zischte ihm der König zu: »Wenn du meine Tochter nicht ehelichst, werde ich dir

höchstpersönlich deine Haare abschneiden und dich bis ans Ende deiner Tage ins Kloster stecken.«

Ludwig hatte dann zähneknirschend in diese Ehe, die definitiv nicht im Himmel geschlossen wurde, eingewilligt. Es ging die Geschichte um, dass Johanna ihrem Vater einmal ohne den Kapuzenumhang, den sie immer trug, um ihren missgestalteten Körper zu verhüllen, im Schloss über den Weg gelaufen war und der sich zu Tode erschreckt haben soll. Wenn dieses bedauernswerte Geschöpf auch nur halb so hässlich und entstellt war, wie man sich erzählte, war es immer noch schlimm genug. Viel wichtiger bei den Plänen des ›Spinnenkönigs‹ war indes der Umstand, dass sie gebärunfähig war, sodass mit Cousin Ludwig dieser Zweig der Familie aussterben würde.

Zu wissen, dass der ›dumme Karl, wie Ludwig ihn immer nannte, eines Tages statt seiner König von Frankreich sein würde, und die unerfreuliche Ehe mit Johanna waren wohl die Hauptgründe, warum Pappas Cousin so oft bei uns anstatt am französischen Hof weilte. Als König Ludwig XI. 1483 starb, hatte Cousin Ludwig die Regentschaft für den damals erst dreizehnjährigen Karl beansprucht, scheiterte jedoch vor der Generalstän­deversammlung von 1484, und Karls Schwester, die als grausam verschriene Anne de Beaujeu, übernahm die Regierungsgeschäfte.

Somit schloss Ludwig sich nur allzu gern der Adelsopposition an der Seite von Papa an, in der Hoffnung, es dieser kaltherzigen und hinterhältigen Frau heimzuzahlen, die ein strenges und, wie man hörte, ungerechtes Regiment in Frankreich führte. Als ihr Vater Ludwig XI. noch lebte, hatte man sie immer für dumm und ungebildet gehalten, nun entpuppte sie sich als eiskalt und – im Sinne von Frankreich – klug agierende Herrscherin.

»Neben all den anderen, die gestern dabei waren«, fuhr mein Vater mit seinen Erzählungen fort, »habe ich mich ebenfalls mit Maximilian, dem König des Heiligen Römischen Reiches, gegen Frankreich verbündet.« Papa machte eine Pause und sah mich durchdringend an, um dann mit wichtiger Stimme fortzufahren: »Er könnte übrigens ein passender Heiratskandidat für dich sein, wobei auch Alain d'Albret glaubt, ich würde ihm zum Dank für seine Hilfe in diesem Krieg deine Hand schenken, aber ... Nun, lass uns erst einmal gegen Frankreich in den Krieg ziehen.«

Statt einer Antwort nickte ich nur stumm. Was hätte ich auch sagen sollen, hatte ich doch zwischenzeitlich verstanden, dass es hier schon lange nicht mehr um mein persönliches Glück ging, sondern um das Schicksal unseres Herzogtums – aber war es das jemals? Und auch, wenn ich mich fügte, so merkte ich doch, wie mich die Opfer, die ich

für die Unabhängigkeit der Bretagne zu bringen hatte, nach und nach hart und unnachgiebig machten.

Ja, ich würde immer zum Wohl der Bretagne denken und handeln, jedoch auch stets meinen eigenen Kopf haben.

Besagter Alain d'Albret, der Halbbruder meiner Gouvernante Françoise de Dinan, war ein wirklich unangenehmer Zeitgenosse und einer der letzten Männer, mit dem ich den Ehebund eingehen wollte, aber immerhin verstärkte er unsere bretonische Armee mit 5 000 Mann, die vom König von Spanien geschickt wurden. Maximilian I. von Österreich entsandte ebenfalls 1 500 Mann, und Edward Woodville brachte eine Truppe von Bogenschützen aus Großbritannien herüber.

Leider waren alle Bemühungen umsonst, die Bretagne wurde am 28. Juli 1488 in der Schlacht von Saint-Aubin-du-Cormier besiegt und Cousin Ludwig in Festungshaft genommen. Damals konnte ich noch nicht ahnen, welche Rolle er einmal in meinem Leben spielen würde – zumal ich in diesem Moment ganz andere Sorgen hatte, nämlich meinen Vater, der an dieser Niederlage fast zugrunde ging. Am Morgen nach der Kapitulation erschien er, blass wie noch nie, bei Tisch und ich nahm seine Hand in meine. Sie fühlte sich eiskalt an, und ich sagte mit möglichst fester Stimme: »Liebster Vater, du kannst dich

immer auf mich verlassen. Und wenn es auch diesmal nicht von Erfolg gekrönt war, wir werden unsere Knie niemals vor den Franzosen beugen!«

Papa setzte ein Lächeln auf, und obgleich es seine Augen nicht erreichte, merkte ich doch, dass er mich von Herzen liebte und stolz auf mich war. »Du hast recht, liebste Anne«, meinte er, »aber wir können noch nicht über die Unabhängigkeit der Bretagne sprechen, bevor wir wissen, welche Bedingungen daran geknüpft sind. Und ich befürchte, Frankreich unter Anne de Beaujeu wird uns gegenüber nicht sehr großzügig sein.«

Leider sollte er recht behalten, denn die gnadenlose Schwester von König Karl verlangte, dass mein Vater auf den Thron verzichtet, ich einen französischen Baron heiraten sollte und die Bretagne Teil des Königreichs Frankreich würde.

Zu unserem großen Erstaunen trat nun das erste Mal Karl auf den Plan und forderte sein Vorrecht ein. Auch wenn seine Schwester bislang das Sagen hatte, so war er doch der König von Frankreich. Nun war er volljährig und der Meinung, dass ihre Sanktionen denen eines Alexander des Großen oder Julius Cäsar glichen, heidnischen Heerführern, deren Gebaren nichts mit christlichen Werten zu tun hatten. Ich war mir sicher, dass diese Worte nicht von ihm selber stammten, doch

Papa und ich waren froh, dass jemand – wer auch immer – diesen Ge-
genvorschlag in seinem Namen ausgearbeitet hatte.

Und so wurde am 20. August 1488 der Vertrag von Verger zwi-
schen König Karl VIII. und meinem Vater aufgesetzt, was ihm zwar
seine Würde und seinen Titel bewahrte, es jedoch schwierig machte,
jemals wieder die Waffen gegen Frankreich zu erheben. Alle fremden
Truppen, die uns unterstützt hatten, mussten fortgeschickt werden
und wir durften sie nie wieder um Hilfe gegen Frankreich anrufen.
Ferner musste Papa sich damit einverstanden erklären, zuerst den Se-
gen des französischen Königs einzuholen, wenn ich oder meine
Schwester Isabeau heiraten würden. Zur Einhaltung all dieser Punkte
musste Papa die Siegel von Stadt, Land und Kirche verpfänden. Bei
Zu widerhandlung würde eine Strafe von 200 000 Écu gegen die gro-
ßen Städte erhoben. Im Gegenzug würde Frankreich seine Truppen
aus der Bretagne abziehen, mit Ausnahme von St. Malo, Dinan,
Fougères und Saint-Alban, und zwar bis zu dem Zeitpunkt, an dem es
Karl sicher erschien, sich zurückzuziehen.

Sollte ich indes ohne die Einwilligung von Frankreich heiraten,
würden diese vier Städte zum französischen Territorium erklärt.
Obendrein musste mein Vater König Karl huldigen und dem Parlament
in Paris gehorchen. Diese Bedingungen waren zwar nur ein bisschen

besser als die, welche Anne de Beaujeu durchgesetzt hätte, aber was konnten wir anderes tun als dem zuzustimmen?

Das alles war zu viel für meinen armen Papa und ich musste hilflos dabei zusehen, wie seine Gesundheit von Tag zu Tag mehr schwand. Auch wenn ich es nicht wahrhaben wollte, ich wusste, dass er nicht mehr lange zu leben hatte. Wie oft lag ich weinend in meiner Bettstatt und fragte mich, ob mein Dasein von nun an immer so turbulent verlaufen würde. Müsste ich mir immer Sorgen um mein Herzogtum machen und würde mich dabei irgendwann einmal selber verlieren? In vielen schlaflosen Nächten dachte ich über mein Leben nach, dessen Imperativ mir auf der Seele lastete: Du musst dafür sorgen, dass die Bretagne selbstständig bleibt!

Da Papa keine Diskussionen bezüglich seiner Nachfolge wollte, lud er seine wichtigsten Adeligen zu sich an den Hof nach Nantes. Da saß ich nun neben ihm. Wir hatten ihn so gut es ging mit Kissen gestützt, und ich hoffte, dass er diese Audienz durchstehen würde. Die einflussreichsten seiner Untertanen schworen mir ihre Treue, und Papa richtete einen Beraterstab ein, der mich in Staatsgeschäften unterstützen sollte: Marschall de Rieux, Madame de Dinan und ihr Halbbruder Alain d'Albret sowie Philippe de Montauban.

Letzterem vertraute Papa blind, und er war ein enger Freund der

Familie geworden. Er war größer als jeder andere, den ich kannte, und hatte eine beeindruckend tiefe Stimme, in der jedoch sehr viel Güte und Herzenswärme lag. Vor allem aber war er sehr weise und dachte immer einen Schritt weiter als andere. Obwohl er die Titel Baron von Grenonville und Viscomte du Bois-de-la-Roche trug, benahm sich herrlich »unadelig« und bodenständig, was meinem Vater so gefiel, dass er ihn zu seinem Berater und Kammerherrn machte und während des Kriegs mit den Franzosen zum Generalleutnant von Rennes. Am 23. September 1487 berief Papa ihn zum Kanzler der Bretagne.

Wenige Tage später brach die Pest in Nantes aus, und Papa, Isabeau und ich zogen mit Philippe sowie einigen Bediensteten ins nahegelegene Schloss Coiron um. Der Schwarze Tod beherrschte das Land bereits seit 1348 und machte keinen Unterschied, welchem Stand man angehörte. Binnen weniger Stunden starben seine Opfer, und so waren wir dankbar, je nach Lage der Dinge in eines unserer anderen Schlösser umziehen zu können.

Vor unserem Zuhause in Nantes drehte Papa sich an diesem Tag noch einmal um und flüsterte nur für mich hörbar: »Ich denke, ich werde es nicht mehr wiedersehen.«